

Der August 2005 wird uns Schweizern – und sicherlich auch vielen Deutschen und Österreichern – noch lange in Erinnerung bleiben. Nach tagelangen Intensivniederschlägen steigen die Voralpenbäche zu reißenden Flüssen an, verlassen an vielen Stellen ihr angestammtes Bett und richten erhebliche Schäden an Infrastrukturen und Kulturland an. Der Pegel vieler Seen steigt auf Rekordhöhe und übertrifft mancherorts sogar die historischen Aufzeichnungen. Viele Berghänge werden instabil, geraten in Bewegung, Murgänge und Hangrutsche gehen zu Hunderten nieder. Die Bilanz in der Schweiz: 7 Todesopfer und ein Sachschaden von über 2,5 Milliarden Franken! In der Zwischenzeit ist das Größte wieder aufgeräumt und die von der Umwelt abgeschnittenen Talschaften sind längst wieder erreichbar.



Nun ist in Fachkreisen die große Diskussion im Gang, wie dieses außerordentliche Ereignis wohl statistisch einzuordnen sei. Was auf den ersten Blick als sehr akademische Fragestellung erscheint, ist in der Realität von großer Tragweite. Die Dimensionierung vieler Schutzbauten beruht nämlich auf so genannten Eintretenswahrscheinlichkeiten, also auf Statistiken. Bei der in der Schweiz üblichen Schutzstrategie dimensionierte man bisher Schutzmaßnahmen je nach Empfindlichkeit der zu schützenden Objekte gegen ein (theoretisch) 100-, 60- oder 30-jährliches Ereignis. Seltenerere Ereignisse wurden als Sonderrisiken oder als Restrisiko definiert. Die Unwetter 2005 wiesen jedoch in einigen Fällen Jährlichkeiten von über 300 Jahren auf! Wie sollen nun die Schutzmaßnahmen dimensioniert werden, wenn sich die Berechnungsgrundlagen ändern und laufend klimatische Rekorde gebrochen werden?

Letztlich geht es um die Frage, welches Risiko wir bereit sind zu akzeptieren. Und gerade bei dieser entscheidenden Frage verhält sich unsere Gesellschaft schizophren. Einerseits wollen wir uns gegen möglichst alle Risiken ab- und versichern und verlangen von der öffentlichen Hand einen weit reichenden Schutz vor Naturgefahren. Andererseits dehnen sich unsere Aktivitäten in immer extremere Räume aus, wo naturgemäß erhöhte Risiken vorhanden sind. Das passt nicht zusammen. So werden die Risiken oft ignoriert oder schlicht und einfach wegdiskutiert. Der betrachtete Gefahrenprozess hat ja eine statistische Wiederkehrdauer von 30 oder 100 Jahren und das liegt außerhalb unseres Erinnerungsvermögens...

Was haben diese allgemeinen Gedanken nun mit Bergsteigen zu tun? Viel! Auch wir Bergsteiger sind Teil der modernen Gesellschaft und tragen durch unsere Aktivitäten zur Erschließung von Naturräumen bei. Wir bewegen uns zudem klassischerweise in Gebieten mit erhöhten Naturgefahrenrisiken. So geht es auch bei unseren Tätigkeiten immer wieder um die Frage, welche Risiken wir bereit sind zu akzeptieren. Natürlich sind wir bestrebt die Risiken zu minimieren, doch jeder von uns weiß, dass ein Restrisiko immer bestehen bleibt. Ein Instrument zur Reduktion dieses Restrisikos im Bergsport ist unter anderem eine fundierte Ausbildung. Dazu gehört auch eine offene Diskussion um sicherheitsrelevante Themen. Und genau dafür stellt bergundsteigen die ideale Plattform dar. Der Slogan von bergundsteigen lautet ja: "Zeitschrift für Risikomanagement im Bergsport", womit wir wieder beim Thema sind ...

Viel Spass bei der Lektüre der vorliegenden Ausgabe und tolle, risikoarme Bergtouren wünscht

Dani Bieri  
SAC / Redaktionsbeirat bergundsteigen

bergundsteigen fördern



bergundsteigen wird empfohlen von den Bergführerverbänden Deutschland, Südtirol, Österreich, Schweiz sowie dem Europäischen Polizei-Bergführerverband